

Einleitung: Von „Schlafwandlern“ und Kriegstreibern oder: Die Presse als Quelle für das Weltkriegserleben an der Bremer „Heimatfront“

[...] eine Tragödie, kein Verbrechen [...].

Christopher Clark: Die Schlafwandler¹

Wer oder was hat Christopher Clark jedoch davon abgehalten, seinen analytischen Scharfsinn gleichermaßen auf die deutsche Reichsleitung in der Juli-Krise anzuwenden? [...] Eine Kollektivschuld der Serben am Ersten Weltkrieg? Ist das etwa die versteckte politische Botschaft des Buches?

Lothar Machtan, 2013²

...zu sehr ist doch hierzulande noch die von Fritz Fischer in den 1960er-Jahren verfochtene These lebendig, dass Deutschland aus verantwortungslosen Weltmachtambitionen diesen Krieg gezielt vorbereitet habe.

Süddeutsche Zeitung, 30.11.2012

[...] und als Schlußstück die Bestrafung der ‚Fürstenmörder‘ für die ‚vitalen Interessen unserer Bundesgenossen‘, von dem heute nichts mehr übrig bleibt! Dann folgten die Ablehnung des britischen Vermittlungsantrages, die Nichtbeantwortung des russischen Vorschlags, den Streit dem Haager Schiedspruch zu unterwerfen, die Kriegserklärung an Rußland, der Einfall in Belgien, die Wiederherstellung Polens, der unbeschränkte U-Bootkrieg! Halali.

Fürst Lichnowsky, 1927³

Kaum ein vernichtenderes Urteil über die Verantwortlichen für den Ersten Weltkrieg in der deutschen militärischen und politischen Führung ist denkbar als jenes, das der konservative, im Ersten Weltkrieg energisch für deutsche Annexionen eintretende Historiker Johannes Haller über den deutschen Kanzler fällt: „Ich sehe Bethmanns unsühnbare Schuld darin, daß er, der

doch seinen Herrscher, den Generalstabschef, die Diplomaten und Minister und last not least sich selbst kennen mußte, es trotzdem auf einen Krieg im Stil von 1756 ankommen ließ.⁴⁴ 'Viel Feind, viel Ehr', das war die Parole, mit der bereits der große Friedrich ohne Rücksicht auf Verluste an Menschen in das Völkerschlachten des Siebenjährigen Krieges gezogen war, Ähnliches sollte sich nun, nachdem das Zeitalter der Kabinettskriege an sich der Vergangenheit angehörte, in unvorstellbarer Steigerung der Vernichtungsmöglichkeiten und des Vernichtungswillens wiederholen. Vergessen hat Haller in seiner Aufzählung jene, die der deutsche Kanzler ebenfalls hätte kennen müssen, nämlich die militärischen Führer von Hindenburg und Falkenhayn über Ludendorff bis Tirpitz, die mit ihm und gegen ihn beständig ihr eigenes Spiel trieben und ihn durch Mobilisierung rechtsgerichteter nationalistisch-vaterländischer Kreise zu Entscheidungen zu veranlassen suchten, die er selbst für falsch hielt.

Natürlich äußerte Haller ein solches Urteil – wie seine deutschen Historikerkollegen fast des ganzen nächsten halben Jahrhunderts – nicht öffentlich, sondern lediglich in einem privaten Brief, gehörte er doch zu jenen Geschichtswissenschaftlern, denen im Zweifel das vaterländische Interesse wichtiger war als die historische Wahrheit und die eigene Einsicht in historische Prozesse. Noch vor 1933 sollte er das Aufkommen des Nationalsozialismus begrüßen, sich an der Zerstörung der Weimarer Republik beteiligen und nach 1933 die Annexionen der Nationalsozialisten rechtfertigen. Immerhin beweist das privat so pointiert geäußerte Urteil den Historiographen der deutschen Geschichtswissenschaft, dass die einmütige Verleugnung deutscher Kriegsschuld zumindest in Hallers Fall nicht intellektueller, sondern allein nationaler Beschränkung und der Vorstellung geschuldet war, ein vorurteilsloser Blick auf das Geschehen im Juli 1914 müsse den deutschen Interessen entgegenstehen.

Zu keinem Geschehen in der deutschen Geschichte ist von Historikern infolgedessen ähnlich ungeniert gelogen und gefälscht worden wie zu den Ursachen des Ersten Weltkriegs, im Mittelpunkt des Erkenntnisinteresses stand bedrückend selten die historische Wahrheit. Historische Forschung wurde nicht ergebnisoffen betrieben, sondern galt als patriotische Aufgabe. Wer sich dem als Außenseiter der Zunft entzog, konnte mit Sanktionen rechnen. Für

ein dem Kriegsbeginn folgendes halbes Jahrhundert musste jeder deutsche Historiker wissen, dass er in seiner Gilde isoliert und seine Karriere beendet sein würde, wollte er auch nur eine deutsche Mitschuld behaupten. Da ist es tröstlich, dass es wenigstens in jenen Ständen, welche die Hauptverantwortung für die imperialistische und militaristische Politik des Kaiserreichs trugen, einige in ihrem Urteil unbestechliche Vertreter gab, die nationale Hybris als das bezeichneten, was sie als Gefährdung des Friedens in Europa und der Welt bedeutete und es als ihre patriotische Pflicht begriffen, sich den Mund nicht verbieten zu lassen. Zu ihnen gehört Karl Max Fürst von Lichnowsky, der über den aktuellen Versuch ausgerechnet eines in England lehrenden Historikers, in der Tradition der deutschen Geschichtsschreibung bis in die frühen 1960er Jahre die deutsche politische und militärische Führung von der hauptsächlichlichen Schuld an diesem Krieg reinzuwaschen, sicherlich resigniert gelacht hätte, hat er doch als verantwortlicher Repräsentant des Deutschen Reiches in London selbst erleben müssen, wie Deutschland unter Abwehr aller Bemühungen, den Frieden zu erhalten, in diesen Krieg, der Millionen Menschen das Leben kosten sollte, nicht schlafwandelte, sondern absichtsvoll und zielgerichtet marschierte.

Lichnowsky gehörte zu den deutschen Diplomaten, denen ein friedliches Verhältnis mit England am Herzen lag. Zur Jahrzehnte dauernden Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges formulierte er die bis heute bedenkenswerten Sätze: „Was ging uns eigentlich Serbien an, was Bulgarien oder Rumänien? Wozu mußten wir unsere Finger stets in alles hineinstecken und auch auf Kriegsgefahr hin uns in Dinge mischen, die uns völlig fern lagen?“⁵ Der Fürst begriff den Ersten Weltkrieg als logische Folge einer bereits Jahrzehnte zuvor begonnenen, von Bismarck verantworteten Dreibundpolitik, die keinesfalls deutschen Interessen entsprochen habe.

Er folgt mit diesem Urteil einem Denken, das den verschiedenen Großmächten ihre klugerweise gegenseitig zu respektierenden Interessensphären zugesteht und auf einen friedlichen Ausgleich dieser Interessen zu gegenseitigem Nutzen setzt. Jedes Großmachtgetue gilt ihm dabei als unfein und gefährlich, das kraftmeierische Gehabe Wilhelms II. und einiger seiner Militärs ist ihm ein Greuel. Als Wurzeln der Katastrophe des Ersten Weltkrieges nennt er: „staatsmännische Unfähigkeit, die Autokratie, der Militarismus als Staat im Staate, die Verherrlichung des Krieges seit Bismarck und die Allianz

mit Österreich.“⁶ Bismarcks Epigonen seien, „berauscht von unserer Größe und Macht“, „von einem Mißgriff zum andern“ bis zum Abgrunde geirrt.⁷ Er kommt zu dem Schluss: „Ein Staatswesen, das der Militarismus beherrscht, ist nicht nur für seine Nachbarn, sondern auch für das eigene Volk eine Gefahr. Die militärischen Gesichtspunkte verdrängen allmählich alle andern.“⁸ Und ebenso wichtig: „Weder von Petersburg, noch von Paris oder von London drohten uns Gefahren, sondern nur von Berlin und von Wien.“⁹

Lichnowsky hat sich im Juli 1914 als deutscher Botschafter in London verzweifelt darum bemüht, die deutsche Regierung vor der Illusion zu warnen, England würde in einem Krieg Deutschlands und Österreich-Ungarns gegen Frankreich und Russland neutral bleiben und ruhig zuschauen, wie das Deutsche Reich mit seiner seit Jahren forcierten Flottenpolitik eine kontinentale Vormachtstellung eroberte. Schon die Verletzung belgischer Neutralität allein, so der mit Mentalität und Sichtweisen der englischen Politiker vertraute deutsche Vertreter auf der Insel, habe notwendig englisches Eingreifen bedeuten müssen, der Ausbruch des Krieges sei für Großbritannien eine Katastrophe ersten Ranges und gegen alle nationalen Interessen gewesen.¹⁰ England habe in der Person des Außenministers Edward Grey alles getan, um den Frieden zu erhalten und zwischen den Parteien zu vermitteln: „Nach Erscheinen des Ultimatus brachte er eine Reihe von Vermittlungsvorschlägen in Antrag. A l l e wurden von uns abgelehnt. Er bat uns, mit einem eigenen hervorzutreten, wir taten es nicht. Auf meine d r i n g e n d e n Bitten, ein Kompromiß zustande zu bringen, da sonst der Weltkrieg bevorstehe, erhielt ich nur zur Antwort, wir müßten es ablehnen, uns in den serbischen Streit zu mischen, dieser sei lediglich Sache unseres Bundesgenossen.“¹¹

Lichnowsky geht noch weiter: „Von unserer Seite ist zur Erhaltung des Friedens n i c h t s , absolut n i c h t s geschehen, und als wir uns e n d l i c h entschlossen, dasjenige zu tun, was ich von Anfang an befürwortet hatte, war es zu spät. Da hatte Rußland infolge unserer schroffen Haltung und der des Grafen Berchtold jedes Vertrauen verloren und mobilisierte. Die Kriegspartei gewann die Oberhand.“¹² Die Schlussfolgerung fällt Lichnowsky leicht, denn sie lag auf der Hand: „Eine solche Politik ist nur verständlich, wenn man den Krieg wollte, sonst nicht. Die maßgebenden Herren des Amtes sagten mir

wiederholt, im Jahre 1916 würde Rußland ‚fertig‘ sein, das dürften wir nicht abwarten. [...] Wer will denn beweisen, daß wir tatsächlich 1916 hätten kämpfen müssen? Zu welchem Zweck hätte Rußland uns angegriffen? England und Frankreich waren unbedingt friedlich und wären es auch geblieben; sie hätten einen russischen Angriff niemals unterstützt.“¹³

Und tatsächlich war es so, dass die Formulierung des österreichisch-ungarischen Ultimatus gegenüber Serbien von vornherein nicht nur von deutschen Spitzenbeamten im Auswärtigen Amt und deutschen Militärs mitinspiert war, sondern es mit deutscher Ermunterung so formuliert wurde, dass es von Serbien keinesfalls vollständig akzeptiert werden konnte, „und die österreichische Monarchie fürchtete geradezu, daß Serbien es annehmen würde. Baron Giesl befand sich bereits im Reiseanzug, als die Antwort erschien, und ohne sie genauer zu prüfen, erklärte er sie für ganz ungenügend, obwohl sie fast alles annahm und eigentlich nur einen Punkt vorbehielt: die Teilnahme österreichischer Beamter an der Untersuchung. Hätte auf österreichischer Seite wirklich der Wille zum Frieden bestanden, so wäre es leicht gewesen, die Antwort zur Grundlage weiterer Verhandlungen zu machen. Dieser Wille fehlte aber, man wollte in Wien und in Berlin den Krieg mit Serbien.“¹⁴

Ohne wenn und aber kritisiert der Fürst im Januar 1915 in seiner Denkschrift „Wahn und Wille“ die dilettantische Herausforderung aller europäischen Großmächte und das Treiben zum Krieg durch die deutsche Führung, das für jeden Verständigen in dem Freibrief gelegen habe, der Österreich-Ungarn zur Abstrafung Serbiens erteilt worden sei: „Wie kommt das deutsche Volk dazu, sich in einen Weltkrieg zu stürzen, um die südslavische Einheitsbewegung zu bekämpfen, die sich durch vorsichtiges Lavieren der Österreicher vielleicht aufhalten und eindämmen, niemals aber beseitigen ließ? Wie kommen wir dazu, den Mord eines Erzherzogs zu rächen [...]? Und wenn zehn Erzherzöge ermordet und auch noch Peter beseitigt worden wäre mit samt seiner Sprößlinge, so ging uns das nichts an. Mochten die Österreicher sich mit ihren Nachbarn abfinden, wie sie wollten, Sache des deutschen Volkes war es keinesfalls, an der ‚Sühne‘ sich zu beteiligen, weil man den Thronfolger in eine ‚Allee von Bombenwerfern‘ fahren ließ. [...] Was wir getrieben haben, war Gefühls-, nicht Realpolitik, es sei denn, daß

wir den Krieg gewollt haben. [...] und schon heute sagen die Österreicher, wir hätten sie hineingetrieben, weil wir den Krieg wollten.“¹⁵

Auch über den Charakter des österreichisch-ungarischen Ultimatus gegenüber Serbien, von dem grotesker Weise deutsche Politiker behaupteten, sie hätten seinen Inhalt nicht gekannt, fällt Lichnowsky ein klares Urteil: „Nicht ob man das serbische Ultimatum gekannt hat, ist die entscheidende Frage, sondern ob man gewußt und gebilligt hat, daß es auf Ablehnung berechnet war!“¹⁶ Der mit deutscher Unterstützung vorgenommene österreichisch-ungarische Angriff auf Serbien, so Lichnowsky weiter, habe in Russland als Herausforderung begriffen werden müssen, es sei unbegreiflich, dass irgendwer tatsächlich an die Möglichkeit einer Lokalisierung des Konflikts habe glauben können. „[...] Wenn wir gewollt hätten, so wäre Österreich still geblieben und hätte nicht die namenlose Torheit begangen, Serbien anzugreifen [...]“.¹⁷

Die Kriegsschuldfrage beantwortet Lichnowsky in einer Weise, wie dies heute auch von der seriösen deutschen Forschung gesehen wird: „Rußland mobilisiert, da alle Unterhandlungen fruchtlos blieben. Wir erklären den Krieg und überfallen und verwüsten Belgien und dringen in Frankreich ein, das den Krieg nicht gewollt und nur seiner Bündnispflicht nachkommt. England erklärt uns den Krieg, um Belgien und Frankreich zu schützen. Wir behaupten, England trage die Schuld. Wer soll das glauben? Außerhalb Deutschlands niemand, am wenigsten unsere Bundesgenossen.“¹⁸ Und verzweifelt schließt er die Feststellung an: „Millionen von Streibern werden geopfert, das deutsche Volk in einen Kampf um sein Dasein gestürzt, die gesamte europäische Zivilisation um Jahrzehnte zurückgebracht, – und alles bloß, damit bestenfalls in Bosnien für einige Zeit Kirchhofsriede herrscht, wie nach 1848 in Ungarn!“¹⁹

Als Lichnowsky 1927 sein Werk „Auf dem Wege zum Abgrund“ verfasste, konnte er nur bedauern, dass „recht interessante Briefe dienstlichen Charakters der Herren von Bethmann Hollweg, von Jagow und von Stumm“ ihm zur Benutzung nicht mehr zu Verfügung stünden, da er deren Originale an den Bearbeiter der Aktensammlung „Deutsche Dokumente zum Kriegsausbruch“ habe geben müssen, aus dessen Berliner Wohnung sie bald darauf „auf rätselhafte Weise verschwanden.“²⁰ Es handelt sich hier nur um eine der

zahlreichen Merkwürdigkeiten, die mit Quellen verbunden sind, welche den deutschen Willen zum Krieg dokumentieren. Ob deutsche Militärs und Politiker den Krieg gewollt haben, ist für Lichnowsky allerdings keine entscheidende Frage, auch wenn er dazu tendiert, sie zu bejahen. Er ist davon überzeugt, dass ein „für einen bestimmten Zweck gewollter und geführter Krieg“ kein Verbrechen zu sein brauche, „ihn aber zu verursachen, ohne ihn gewollt zu haben, ist das schlimmste, was man einem Staatsmann vorwerfen kann! Der Weltkrieg aus Versehen!“²¹

Wer heute zur Entstehungsgeschichte und den Ursachen des Ersten Weltkrieges forscht, der hat, wenn er die Frage beantworten möchte, welchen gesellschaftlichen Gruppen und welchen Personen mit welchen Kriegszielen für Planung und Beginn des Krieges Verantwortung zuzumessen ist, die bequeme Möglichkeit, ein inzwischen halbes Jahrhundert der intensiven Quellenforschung, die vorzügliche Quelleneditionen hervorgebracht hat, mit ihren Ergebnissen zu nutzen. Er kann sie auch ignorieren, um sodann die alten einseitigen Interpretationen erneut aufzugreifen, die eine nationalistische Historikerfront von Apologeten des Krieges zur Legitimierung der deutschen Ziele bis 1945 unisono produziert hat. Da dies inzwischen natürlich als unfein gilt, feiert neuerdings wieder die Verharmlosung des wilhelminisch-preußisch-deutschen Militarismus und Nationalismus mit seiner Kriegsverantwortung Urständ, wie sie während der Gründungsjahrzehnte der Bundesrepublik üblich war und erst durch die Fischer-Kontroverse ein allerdings nur vorläufiges Ende fand. Dass Teile des Feuilletons eines Landes, das heute in der Welt wieder größere politische und militärische Präsenz zeigen möchte, die ja wahrlich nicht neue These vom schlafwandlerischen Hineinschlittern nicht allein Deutschlands in den Ersten Weltkrieg, sondern gleichermaßen aller Kriegsteilnehmer mit Wohlwollen und einem Gestus aufnehmen, als habe hier ein Historiker – günstigerweise auch noch einer, der im Lande eines einstigen Hauptfeindes lehrt – gerade das Rad erfunden, gehört zum Erwartbaren.

Eigentlich ist es bei genauem Hinschauen gar nicht die alte These des blinden Hineinschlitterns in den Krieg, wie sie der britische Premierminister David Lloyd George einst vertrat, die Christopher Clark wieder aufwärmt,

sondern ein Anknüpfen an zentrale Thesen der Weltkriegsrechtfertigung in der deutsch-nationalen Presse und deren Schwesterblättern in Österreich-Ungarn in den Jahren vor, in und nach dem Ersten Weltkrieg. Hauptbösewicht der zum Krieg führenden Entwicklung sei, wer hätte das gedacht, Serbien gewesen, ermuntert von Russland – ganz unglaublich, wie hier von dem in England lebenden australischen Historiker Geschichte aus der Sicht des Massakers von Srebrenica geschrieben wird. Bemerkenswert auch, dass Clark vor einem breiten, mit den Quellen nicht vertrauten Publikum öffentlich die Frage stellt, welche andere Möglichkeit dem österreichisch-ungarischen Imperium angesichts der Hintergründe geblieben wäre, auf das Attentat von Sarajewo zu reagieren, eine politische Schlichtung sei utopisch und ein begrenzter Vergeltungskrieg gegen Serbien realistisch gewesen.²²

Tatsächlich verhält es sich aber so, dass die zahlreichen von England und Russland ausgehenden Vorschläge zu einer politischen Schlichtung nur deshalb als utopisch bezeichnet werden können, weil Österreich-Ungarn und Deutschland fest entschlossen waren, sie zu hintertreiben. Und endlich, so will uns Clark in später Rechtfertigung der reaktionären *Neuen Preußischen Zeitung*, der sogenannten *Kreuzzeitung*, weismachen, sei es nicht das Streben Deutschlands nach größerer Weltgeltung gewesen, das den Frieden gefährdet habe, sondern deutschfeindliche Politiker in England, Frankreich und Russland hätten der größten Wirtschaftsmacht Europas den ihr zustehenden Platz in der Welt nicht gegönnt: englischer Neid, das hätte Clark leicht feststellen können, gehört zu den Hauptstereotypen, die vor und nach 1914 von der deutschen Presse verbreitet wurden.

In seiner Darstellung der Julikrise entlastet Clark Deutschland vollends von der Verantwortung. Er fällt nicht nur auf die Täuschungsmanöver der deutschen Führung – traditionelle Nordlandreise des Kaisers und Sommerurlaub für führende Militärs und Politiker – herein und behauptet exakt das, was einst der Zweck dieser Manöver war, die Situation sei nämlich von den Deutschen nach ihrer Zusicherung der Unterstützung für ein militärisches Vorgehen gegen Serbien nicht als bedrohlich empfunden worden, man habe allenfalls mit einem lokalen Konflikt gerechnet, sondern er nimmt auch sonst die deutsche Reichsleitung in Schutz, wo er es kann.

Dabei wusste es selbst der deutsche Reichskanzler Theobald von Beth-

mann Hollweg am Abend des 6. Juli 1914 besser. Er kommentierte laut seinem damaligen Adlatus Kurt Riezler die Zusage an Österreich-Ungarn vom 5./6. Juli mit den Worten: „Eine Aktion gegen Serbien kann zum Weltkrieg führen.“ Und weiter referiert Riezler: „Der Kanzler erwartet von einem Krieg, wie er auch ausgeht, eine Umwälzung alles Bestehenden. Das Bestehende sehr überlebt, ideenlos. alles so sehr alt geworden“.“²³ Nur als bemerkenswerte Ignoranz gegenüber einer jahrzehntelangen Forschung zu den österreichisch-ungarischen und deutschen Kriegsmotiven kann die fast vollständige Entschuldung Deutschlands und Österreich-Ungarns begriffen werden. Ebenfalls ganz vollständig der Propaganda in den deutschen Zeitungen im Juli 1914 entspricht die These, nicht der Blankoscheck für ein Vorgehen Österreich-Ungarns gegen Serbien sei der auslösende Faktor auf dem Weg zum Weltkrieg gewesen, sondern die russische Generalmobilmachung vom 30. Juli 1914.

Findet man die wichtigsten Propagandabehauptungen von 1914 in der Erzählung vom Schlafwandeln, so gibt es Zitate, die man bei Clark vergeblich sucht, die Tagebucheintragung des Admirals Georg Alexander von Müller beispielsweise vom 1. August 1914: „Stimmung in Berlin glänzend. Die Regierung hat eine glückliche Hand gehabt, uns als die Angegriffenen hinzustellen.“²⁴ Und Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld stellte fest, die deutsche Öffentlichkeit habe 1914 keinen Zweifel gehabt, dass der Krieg von Russland vom Zaune gebrochen worden sei: „So heißt es – und so soll es heißen. Die Form, in der uns von der Regierung dieses ‚Faktum‘ an der Hand von Urkunden klar gemacht wurde, trug einen Bismarckschen Zug, der mich befriedigte: war es Bethmann? Jagow? Zimmermann? Ich möchte auf Zimmermann plus Jagow raten.“²⁵

Und am 8. Juli 1914 fallen die folgenden Bemerkungen: „[...] vielleicht entschließt sich der alte Kaiser doch nicht, meint der Kanzler. Kommt der Krieg aus dem Osten, so daß wir also für Österreich-Ungarn und nicht Österreich-Ungarn für uns zu Felde zieht, so haben wir Aussicht, ihn zu gewinnen [...]. Kommt der Krieg nicht, will der Zar nicht, oder rät das bestürzte Frankreich zum Frieden, so haben wir doch noch Aussicht, die Entente über diese Aktion auseinanderzumanövrieren.“²⁶ Es ist derselbe Bethmann Holweg, der hier zitiert wird, der am 27. Juli 1914 den englischen

Vermittlungsvorschlag für eine Konferenz der vier nicht unmittelbar beteiligten Großmächte ablehnt, der ebenso auf noch drei weitere englische Vermittlungsvorschläge reagiert, der Österreich-Ungarn am 27. Juli zur Kriegserklärung an Serbien ebenso drängt wie zur Beschießung Belgrads am 29. Juli und damit Russland zur Generalmobilmachung provoziert, der Kanzler endlich, der fest daran glaubt, dass ein Krieg allenfalls drei Monate dauern würde: „Es wird ein heftiges, aber kurzes, sehr kurzes Gewitter werden. Ich rechne mit einer Kriegsdauer von drei, höchstens vier Monaten und habe darauf meine Politik eingestellt.“²⁷

Man kann es gar nicht deutlich genug sagen: Clark übergeht systematisch alle die in der historischen Forschung bekannten Dokumente, die darauf hinweisen, dass Österreich-Ungarn und als treibende Kraft Deutschland diesen Krieg gewollt und ihn betrieben haben. Stattdessen malt der englische Historiker ein Bild mit höchst unscharfen Konturen, die „irgendwie“ zeigen, dass eigentlich allen europäischen Großmächten Krieg „irgendwie“ als Mittel der Politik galt. Dies ist prinzipiell nicht zu bestreiten, hat aber kaum Erklärungswert für die Julikrise 1914 mit ihrem Gegeneinander von Kriegstreibern und um Vermittlung bemühten Staatsmännern.²⁸ Unter den aktuellen Publikationen zum Ersten Weltkrieg kommt Gerd Krumeich mit Blick auf die Akten der beteiligten Mächte zu dem Schluss: „Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn haben sich auf ein Vabanquespiel eingelassen, das den Schritt in den Großen Krieg nicht scheute, um die Balance in der europäischen Politik zu ihren Gunsten zu wenden.“²⁹

Dass es eine aggressiv-expansive Orientierung der deutschen Politik, insbesondere der deutschen Flotten- und Weltpolitik vor 1914 gegeben hat und diese mit einer Mentalität in Militär, Großindustrie, Ministerialbürokratie und Auswärtigem Amt verbunden war, die irgendwann fast zwangsläufig zum Krieg führen musste, zeigt ausgerechnet eine Quellenedition, die zu keinem anderen Zweck entstand, als die von Fritz Fischer und Imanuel Geiss nicht nur behauptete, sondern durch Quellen abgesicherte These zu widerlegen, dass die Berliner Regierung bei der Verursachung des Krieges eine führende Rolle gespielt habe, dass sie ihn gewollt habe und dass er mit sich nach den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen unterscheidenden Kriegszielen verbunden war. Die Rede ist von den Tagebüchern des bereits erwähnten Kurt Riezler, Referent Bethmann-Holweg's, deren Editor zwar jeden Fliegen-

klecks gewissenhaft verzeichnet, dem Leser aber nicht mitteilt, dass die Authentizität der Tagebücher gerade für jenen Zeitraum in Frage steht, der für den von ihm beabsichtigten Nachweis, es habe sich von deutscher Seite und nach den Vorstellungen Bethmann Holwegs um einen, was immer das sei, „defensiven Präventivkrieg“ gehandelt, entscheidend ist.³⁰

Auch wenn die Tagebücher für solche Instrumentalisierung nicht taugen, lassen sie doch höchst anschaulich werden, in welcher unglaublicher Weise in den höchsten Kreisen der Politik, der Diplomatie, des Militärs sowie des Finanzwesens und der Schwerindustrie über die Wünschbarkeit eines Krieges, über den richtigen Zeitpunkt einer bewaffneten Auseinandersetzung und über die geeignete Fingierung eines Anlasses zum Kriegsbeginn, über die anzustrebenden Kriegsziele und sodann insbesondere ab September 1914 über Annexionen, Kontributionen und die Aufteilung ganzer Länder bis hin zu ethnischen Säuberungen durch Vertreibung und Ansiedlung deutscher Veteranen in belgischen Gebieten gedacht und gesprochen wurde. Auch die Konflikte zwischen einem gegenüber der Politik immer mächtiger werdenden Militär und der Regierung werden sichtbar, wenn Riezler – um ein Beispiel zu nennen – kritisiert, eine bornierte militärische Führung lasse zunächst ganze Städte zerstören, um im Anschluss daran Kontributionen zu fordern.

Bei Riezler erfährt der Leser dermaßen ungeheure Details, wie sie selbst die sozialdemokratische Vorkriegspresse nicht gewagt hätte, sich ausdenken. Er wird – anders als bei Clark – auch über die imperialen Rivalitäten der europäischen Großmächte, die ökonomische Konkurrenz und die Ansprüche auf Kolonien informiert, die für diesen Krieg mitverantwortlich waren. Riezler verbreitet sich schon 1911 über „die echt deutsche idealistische und richtige Überzeugung, dass das Volk einen Krieg nötig hat. Diese Überzeugung teilt auch Bethmann.“³¹

Der Leser dieser Tagebücher ist hautnah dabei, wenn die Berliner Politiker wohlgenährt und in der Wärme ihrer Dependancen in der Hauptstadt und auf Bethmann-Hollwegs Landsitz Hohenfinow von der Schönheit des Krieges oder „kollektiver Tüchtigkeit“ palavern und die Welt unter sich aufteilen.³² So erzählt der Kanzler seinem Referenten, Kriegsminister Falkenhayn habe zu ihm am 4. August gesagt, „wenn wir auch darüber zu Grunde gehen, schön war es doch“,³³ und Kurt Riezler äußert gegenüber Bethmann Hollweg

seine Furcht, „Militärs betrachteten Krieg als Selbstzweck, führten ihn um der Schönheit willen“. ³⁴ Im Oktober 1914 beklagt sich Riezler über seine Situation, in der er nur zu Politikern Kontakt hat: „Dies Männerkloster wird allmählich schrecklich. Man hängt immer denselben Gedanken nach, weil wenig zu tun ist. Sieht nichts von dem Schönen des Kriegs. Stellt doch menschl[ich] hohe Anforderungen dieses Männerkloster.“ ³⁵

Auch als Militärstrategen betätigen sich die wichtigen deutschen Politiker und ihre Helfer. Dabei macht Bethmann Hollweg nicht immer die glücklichste Figur: „Der Kanzler mit seinem ewigen Gejammer, ein zu eigentümliches Schauspiel. Neulich bezeichnete Stumm den Zeitpunkt des Krieges als den günstigsten, worauf der Kanzler ins Wort fiel – Sie meinen den am wenigsten ungünstigen. Er glaubt es nicht selber, redet aber immer so, aus Gewohnheit aus Manie und hofft, man widerspricht.“ ³⁶ Ob Italien wohl ruhig bleibe, fragt sich Riezler, nachdem der Krieg im Oktober 1914 auch das Schwarze Meer erreicht: „Ob es nicht richtig wäre, den Leuten jetzt zu sagen, wir hätten ein Interesse daran, ihnen nach dem Kriege die Herrschaft über das Mittelmeer zu versprechen.“ ³⁷ Über den „polnischen Plan“, nämlich einen national geeigneten polnischen Staat, der an Österreich angegliedert werden soll, denkt man im Kanzleramt nach, muss aber nach den ersten österreichischen Niederlagen im Osten feststellen, dass dies kaum noch realistisch ist: „Da die Oesterreicher sicher schlapp werden, entsteht die Frage, ob wir versuchen sollen uns mit den Russen zu setzen. Es ist gefährlich, weil die Anregung sicher in Wien bekannt wird und zum Vorwand dient. Will Russland? Sehr fraglich!“ ³⁸ Und am 9. Oktober 1914 notiert Riezler: „Der Kanzler abends vom Kaiser zurück. Der hatte beim Essen zur Feier von Antwerpens Fall eine Rede gehalten, das müsse nun deutsch bleiben und die Diplomaten würden aufgehängt, wenn sie nicht dafür sorgten.“ ³⁹ Und als der Angriff gegen Frankreich zum Stehen kommt: „Daher hier Gespräche über die Frage, ob es möglich ist mit Frankreich zu einem Abschluss zu kommen und sich schlüssig zu werden, gegen wen man eigentlich Krieg führen will.“ ⁴⁰

Gleichzeitig sichert sich das Militär angesichts der schon im Herbst 1914 sichtbar werdenden Möglichkeit eines Desasters ab und verbreitet in der Person von Tirpitz gegen den Kanzler, „der unvorbereitete Krieg müsse von denselben Leuten beendet werden, die ihn begonnen hätten“. ⁴¹

Gruselig endlich ist der folgende Tagebucheintrag Riezlers im Oktober 1914:

Der Kanzler sprach vom Kaiser. Er sei innerlich gebrochen, schwelge in der Vorstellung eines Deutschland als Waffenlager weil sein Lebensinhalt der Friede ihm entzogen. Der Kronprinz ist ganz traurig. Unter den Militairs keine Heros. Aber die Schönheit der kollektiven Tüchtigkeit.

Ich antwortete dem Kanzler auf seine Skepsis wegen der Befähigung Deutschlands zur Weltherrschaft, es würde schreckliche Dinge geben, schliesslich aber würde das Volk sich die Eigenschaften erwerben die es brauche.

Er sagte, es wäre eine Tragödie, das deutsche Schicksal – ich antwortete sie würde auf lange Zeiträume gespielt und der fünfte Akt würde gut enden.

Eigentlich aber hat er recht.

Nur ist es nicht so traurig, als er als Sohn der Humanitätszeit es ansieht –Völker vergehen und der Schoss der Erde ist unerschöpflich. Was liegt daran.⁴²

Kurz und gut: es ist ganz unglaublich, welches Personal in jenen Tagen Deutschlands Schicksal in der Hand hatte.

Und außerdem hätte man den um die Ehre ihres Vaterlands Besorgten, die die Originaltagebücher Riezlers für die Juliwochen 1914 gefälscht oder vernichtet haben, dringend anraten müssen, diese Tagebücher komplett zu verbrennen, denn vernichtender als durch dieses Dokument kann die politische und militärische Führung Deutschlands nicht desavouiert werden.

Noch ein letztes Wort zu der aktuellen Diskussion um die Kriegsschuld, in der manche glauben, mit der Umformung der Fischerschen Feststellungen zu einer angeblich von ihm behaupteten Alleinschuld Deutschlands am Ersten Weltkrieg leichteres Spiel bei der Relativierung seiner zentralen Ergebnisse und der Infragestellung seiner Verdienste für die Historiographie dieses Krieges zu haben: in „Der Griff nach der Weltmacht“ ist von einer Alleinschuld keine Rede, sondern höchst abgemessen und abwägend heißt es dort: „Bei der angespannten Weltlage des Jahres 1914, nicht zuletzt als Folge der deutschen Weltpolitik;– die 1905/06, 1908/09 und 1911/12 bereits drei gefährli-

che Krisen ausgelöst hatte –, musste jeder begrenzte (lokale) Krieg in Europa, an dem eine Großmacht unmittelbar beteiligt war, die Gefahr eines allgemeinen Krieges unvermeidbar nahe heranrücken. Da Deutschland den österreichisch-serbischen Krieg gewollt, gewünscht und gedeckt hat und, im Vertrauen auf die deutsche militärische Überlegenheit, es im Jahre 1914 bewusst auf einen Konflikt mit Russland und Frankreich ankommen ließ, trägt die deutsche Reichsführung einen erheblichen Teil der historischen Verantwortung für den Ausbruch eines allgemeinen Krieges. Diese verringert sich auch nicht dadurch, daß Deutschland im letzten Augenblick versuchte, das Verhängnis aufzuhalten: denn die Einwirkung auf Wien geschah ausschließlich wegen der drohenden Intervention Englands, und auch dann wurde sie nur mit halben, verspäteten und sofort widerrufenen Schritten unternommen.⁴³

Kurz und gut: ein entscheidender Beitrag Deutschlands zum Kriegsausbruch 1914 wird heute von der seriösen Forschung weitgehend anerkannt. Die bis 1945 und auch noch die beiden ersten Jahrzehnte danach vorherrschende Lehre, der Erste Weltkrieg sei einem im Grunde kriegsunwilligen Kaiserreich von seinen Feinden aufgezwungen worden, die deutsche militärische und politische Führung habe sich von den verbündeten Österreichern ein Leitseil umhängen lassen und die russische Generalmobilmachung sei der eigentliche Kriegsauslöser gewesen, gehört in die Märchenbücher einer Geschichtswissenschaft, die mehr um die nationale „Ehre“ als um die historische Wahrheit bekümmert war.

Dieses Buch will allerdings nicht die Frage der Kriegsschuld diskutieren. Es will vielmehr mit Hilfe der historischen – vor allem regionalen – Presse zeigen, wie vor hundert Jahren der erste industriell geführte Krieg der Menschheitsgeschichte in der Hansestadt Bremen wahrgenommen wurde und welche Rolle ebendiese Presse in seiner zeitgenössischen Deutung und für die Gestaltung der „Heimatfront“ insgesamt spielte. Eine wesentliche Grundlage dafür war die Quellenaufbereitung für eine Ausstellung „Bremen und seine Presse im Ersten Weltkrieg“ in der Bremischen Bürgerschaft vom 13. Juli bis zum 15. September 2014 (danach im Oktober 2014 in der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen). Die Ausstellung entstand als Zusammenarbeit der Bremischen Bürgerschaft mit dem Institut Deutsche Presseforschung der Universität Bremen, dem Projekt „Aus den Akten auf

die Bühne“ am Institut für Geschichte der Universität Bremen und der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen. Wichtige Anregungen verdanken einzelne der folgenden Kapitel einer aktuellen Publikation des verdienstvollen Projektes „Aus den Akten auf die Bühne“, nämlich dem ersten Band des Sammelwerkes „Eine Stadt im Krieg. Bremen 1914–1918“, herausgegeben von Eva Schöck-Quinteros (Initiatorin des Projektes) gemeinsam mit Siegrid Dauks, Maria Hermes und Imke Schwarzrock. Andere Abschnitte stützen sich auf eine Ausstellung zur Bremer Presse während der vergangenen vier Jahrhunderte, die 2005 von Astrid Blome und Holger Böning gemeinsam mit Studierenden für die Bremische Bürgerschaft vorbereitet wurde und die ihren Niederschlag auch in einem Katalog gefunden hat.⁴⁴

Wie der erwähnte Band „Eine Stadt im Krieg. Bremen 1914–1918“ versteht sich auch das vorliegende Buch als Beitrag zu der seit einiger Zeit intensivierten regional- und lokalgeschichtlichen Erforschung der „Heimatfront“ im Ersten Weltkrieg. Diese „Heimatfront“ – so die damalige propagandistisch-kämpferische Bezeichnung für ein tatsächlich dauerhaft unter Mangel und Hunger leidendes Gemeinwesen – ist dabei nicht für sich zu sehen, denn sie stand mit der militärischen Front einerseits und dem reichsweiten Geschehen andererseits in einem ständigen, teils regierungsseitig kontrollierten, zuweilen auch relativ freien und individuellen Wechselspiel. Faszinierend und bedrückend erscheint es dem in einer friedlichen Epoche Aufgewachsenen, bis zu welchem Ausmaß sich an dieser zivilen „Front“, über die Jahre des Krieges, die Lebensbedingungen und Maßstäbe der Vorkriegs-Normalität verschoben haben, wie die Bevölkerung diese Entwicklung zu einem kleineren Teil unterstützte und zu einem größeren Teil erduldet bzw. erdulden musste. Wie keine andere Quelle kann dabei die historische Presse zu Zeitreisen entführen, indem sie in die Lebenswirklichkeit und Stimmungslage, in die Erwartungen und Enttäuschungen ihrer damaligen Leser versetzt. Sie verdient auch deshalb Interesse, weil sie zwar seit Kriegsbeginn unter militärischer Aufsicht und Zensur stand, dabei aber doch immer wieder noch relativ frei berichten und kommentieren konnte – die Bedingungen ihres Erscheinens sind nicht zu vergleichen mit der totalitären Gleichschaltung ab 1933. Dadurch wird sie zu einer Quelle, die dem

heutigen Leser die Unterscheidung zwischen Propaganda und verlässlicher Darstellung nicht allzu schwer macht. Zu einer differenzierten Wahrnehmung trägt auch die mit allein vier größeren Tageszeitungen beeindruckende Vielfalt dieser Presse im damaligen Bremen bei.

Extrablatt
3^u
Nr. 8417 der Weser-Zeitung.

Bremen, Freitag, 15. Juli 1870.

Telegraphische Depeschen.

* Paris, 15. Juli.

Das Bureau Havas meldet aus Paris 12 Uhr 30 Min.: heute Mittag 1 Uhr erfolgt die Mittheilung der Regierung im Senate und der Legislative über die Lage und das Exposé schließt mit der Mittheilung, daß Frankreich den Krieg an Preußen erklärt hat.

2 Uhr Nachmittags.
Der Krieg ist erklärt.

* Berlin, 15. Juli. Die Eröffnung des Reichstages ist auf den 21. Juli festgesetzt. Es wird jedoch als wünschenswerth erachtet, daß alle Mitglieder, welche es können, sich eher einstellen, damit Beratungen der Vorlagen in den Fractionen stattfinden können.

Der König beehrte gestern Abend das Concert in den Rheinanlagen (bei Coblenz) und wurde enthusiastisch empfangen. Bei der Abfahrt machte das Musikcorps des Kriegervereins im Rahne des Königs seine Aufwartung. Der König legte in seiner Ansprache: „Kameraden, ich freue mich sehr über die überbrachte Ueberrückung.“

* Berlin, 15. Juli. Die Preussische Bank erhöhte heute den Discout auf 7 pCt. und den Lombardzinsfuß für Waaren und Effecten auf 7 pCt.

* Berlin, 15. Juli. Die Minister Camphausen und Graf Eulenburg sind von Ems hier eingetroffen.

* Berlin, 15. Juli. Graf Bismarck fuhr dem Könige bis Brandenburg entgegen.

* Kassel, 15. Juli, Nachm. Der König wurde auf der Reise von Ems nach Berlin überall begeistert empfangen. In Kassel wurden endlose Hochs dem Schützen den deutschen Ehren ausgedrückt.

* Dresden, 15. Juli. Der König von Sachsen hat seine Rundreise im Lande in Folge der neuesten politischen Nachrichten abgebrochen und kehrte heute Mittag nach Pillnitz zurück.

* Hamburg, 15. Juli. Laut Privattelegramm der „Börsehalle“ war das preussische Panzergeschwader gestern in Deal eingetroffen und segelte heut nordwärts weiter.

* Hamburg, 15. Juli. Die „Börsehalle“ meldet, daß Amerika und England gegen eine eventuelle Blockade der norddeutschen Häfen protestirt haben. (?)

* London, 15. Juli, Morgens. Zur Unterhause erbat Disraeli Mittheilung über die Frage des Lages. Gladstone antwortete, daß die französisch-preussischen Verhandlungen noch nicht beendet seien und daß England das Möglichste zur Erhaltung des Friedens anbiete. Disraeli fragte, ob England Frankreich moralisch unterstütze, wie Gramont behauptet habe. Gladstone verweigerte weitere Auskunft und bemerkte, Granville habe wegen dieser Behauptung eine Depesche an Gramont geschickt.

* London, 15. Juli. Die Morgenblätter aller Parteien sprechen sich entschieden günstig für Preußen aus. Sie verdammen das herausfordernde injultrende Benehmen der französischen Regierung und weisen letzterer allein die Schuld der drohenden Kriegsgefahr bei.

* Paris, 15. Juli, 10 1/4 Uhr Morgens. Boulevard: Baisse auf Kriegsgeldscheite, 3proc. Rente 66 00. Andres geschäftlos.

* Haag, 15. Juli. Die Regierung kündigte in Paris und Berlin an, daß sie im Kriegsfall stricte Neutralität beobachten werde und Maßregeln zur Aufrechthaltung der Neutralität getroffen habe. Die Gerüchte von Modifizierung oder Rücktritt des Cabinetes und Ausgabe von Schutzscheinen sind vollständig unbegründet.

* Washington, 14. Juli. Grant ernannte Freilighausen zum Gesandten für England. Grant legte dem Senate Correspondenzen vor, worunter sich die Erklärung Lord Clarendon's befindet, daß die Wiederaufnahme der Correspondenz über die Alabama-Frage nutzlos sei.

Druck von Carl Schünemann.

Mehr als vier Jahrzehnte war es her, dass der Krieg von 1870/71 begonnen hatte. Die damit verbundenen Leiden waren 1914 vergessen und die mit der Reichsgründung verbundenen Ereignisse wurden glorifiziert. Ohnehin hatte dieser Krieg sich weitgehend außerhalb deutscher Gebiete abgespielt und die Heimat nicht sehr stark in Mitleidenschaft gezogen. Die damalige Kriegserklärung war der Bremer Bevölkerung mit einem Extrablatt der Bremer *Weser-Zeitung* vom 15. Juli 1870 vermittelt worden.

1 Anmerkungen

Clark, 2013, S. 716.

2 Machtan, 2013, schreibt sehr einleuchtend zu den Erfolgsgründen des Buches von Clark: „Und damit bin ich wieder am Ausgangspunkt dieser Besprechung, den durchaus gewollten Parallelen zur Gegenwart, mit denen sich dieses Buch selbst vermarktet. Alle an diesem Marketing Beteiligten – Autor, Agent, Verleger – haben natürlich gewusst: In die breite Öffentlichkeit kann eine fast 1000-seitige Monographie über Europas Weg in den Ersten Weltkrieg nur kommen, wenn sie an exponierter Stelle in den Medien sichtbar wird. Sie muss also als etwas Außergewöhnliches ins öffentliche Bewusstsein treten und zugleich an einen (öffentlichen) Nerv rühren, eine mentale Befindlichkeit der Gegenwart ansprechen. Hier wohl in erster Linie das notorisch schlechte Gewissen der Deutschen gegenüber ihrer eigenen Geschichte im 20. Jahrhundert. Das kann Clark mit seiner Botschaft, dass *alle* Staaten die Weltkriegs-Katastrophe mit ‚verbrochen‘ haben, und nicht – wie nach bisheriger Lesart – das Deutsche Kaiserreich unter Wilhelm II. Er kann sogar noch mehr, indem er versichert: die Deutschen waren nicht einmal die abgefeimtesten ‚Verbrecher‘ von damals. Das kommt gut an in Zeiten, in denen es um den Ruf der deutschen Politik in Europa so schlecht bestellt scheint wie heute in der Euro-Krise. Erst recht, wenn es aus der Feder eines Nicht-Deutschen kommt; eines Gelehrten zumal, der die Richtigkeit seines Diktums quasi wissenschaftlich beweisen kann. Mit anderen Worten, hier wird der weltläufige Intellektuelle als eine politisch-moralische Instanz rezipiert. Genauer: als vertrauenswürdiger ‚Lotse des Umschreibens der Geschichte‘ (Gangolf Hübinger)“.

3 Lichnowsky, 1927, S. 18 f.

4 Brief Johannes Hallers an von Eulenburg, 30.8.1919. Bundesarchiv Koblenz. Zitiert nach Röhl, 1971, S. 15.

5 Lichnowsky, 1927, S. 19.

6 Lichnowsky, 1927, S. 17f. Lichnowsky führt Ungeschicklichkeit auf Ungeschicklichkeit auf: „die Nichterneuerung des Vertrages mit Rußland; die lärmende Erneuerung des unseligen Dreibundes; der ostasiatische Dreibund, bei dem wir die Rolle des Zirkus-August spielten, und der uns mit Japan verfeindete; die sinnlose Besetzung von Tsingtau, die die chinesische Frage ins Rollen brachte; die ‚Weltmarschall‘-Grotteske; das Krüger-Telegramm; die Brüskierung von Chamberlain; die wahnsinnige Flottenpolitik, die zwar den Krieg *n i c h t* verschuldet hat, da es mir gelungen war, trotz der Flotte mit England eine Verständigung zu erreichen, die England aber beunruhigte und sehr dazu beitrug, es in die Arme Frankreichs und Rußlands zu treiben; die noch wahnsinnigere Marokkokrise, die entgegen den Lehren des Meisters [Bismarck] den Franzosen auf afrikanischem Gebiete die Möglichkeit bestritt, sich für Elsaß-Lothringen zu entschädigen, und die in einem Augenblick einsetzte, in dem der Antimilitarismus und Pazifismus in Frankreich die Oberhand gewann; [...]“ usw. usw.

7 Lichnowsky, 1927, S. 17ff.

8 Lichnowsky, 1927, S. 22.

9 Lichnowsky, 1927, S. 24.

10 Lichnowsky, 1971, S. 52, 55.

11 Lichnowsky, 1971, S. 56.

12 Lichnowsky, 1971, S. 57.

13 Lichnowsky, 1971, S. 57.

14 Lichnowsky, 1971, S. 49f.

15 Lichnowsky, 1971, S. 44f.

16 Lichnowsky, 1927, S. 25.

17 Lichnowsky, 1971, S. 42, 56.

18 Lichnowsky, 1971, S. 59.

19 Lichnowsky, 1971, S. 62.

20 Lichnowsky, 1927, S. 21.

21 Lichnowsky, 1927, S. 14.

22 Siehe dazu Christopher Clark im Gespräch mit Manfred Rauchensteiner, in: DIE ZEIT N° 43/201

23 Riezler, 1972, 7. Juli 1914, S. 183.

24 Fischer, 1983, S. 42.

25 Lichnowsky, 1971, S. 31.

26 Riezler, 1972, 8. Juli 1914, S. 184.

27 Bülow, 1931, S. 148.

28 Die in Großbritannien lehrende Historikerin Annika Mombauer urteilt wie folgt: „Das Problem an Clarks Buch ist aber, dass er zwar viele Dokumente zitiert, die ein schlechtes Licht auf Serbien, Russland und Frankreich werfen (und auch an Kritik an Großbritannien nicht spart), dass aber viele der einschlägigen deutschen und österreichischen Dokumente in seiner Darstellung fehlen, und dass so ein einseitiges Bild geschaffen wird. Nur so kann Deutschland als ‚weniger schuldig‘ erscheinen (wobei Clark ja das Prinzip der Schuld in der Frage der Kriegsursachen ablehnt). Liest man aber Darstellungen, in denen diese Dokumente zitiert werden, so entsteht ein anderer Eindruck (z.B. Margaret MacMillans ‚The War that Ended Peace‘). Und natürlich findet man diese Dokumente in älterer Literatur zitiert.“ Siehe: http://www.lisa.gerda-henkel-stiftung.de/content.php?nav_id=4830&newsletter=1 (2.4.2014).

29 Krumeich, 2014, S. 183. Krumeich ist ebenda, S. 184, der Ansicht, dass nicht Weltmachtambition oder Kalkül imperialer Vorherrschaft die Triebkräfte für die Entscheidungen im Juli 1914 gewesen seien, sondern „eine ausgeprägte Zukunftsangst“, „die Furcht, von neidischen Mächten geradezu umzingelt, ja ‚eingekreist‘ zu sein“. Siehe bei Krumeich auch die hier nicht im einzelnen anzuführende aktuelle Forschungsliteratur zum Ersten Weltkrieg.

30 Zu der höchst interessanten Kontroverse um die Tagebücher und die Analyse Bernd Sösemanns siehe Karl-Heinz Janßen: August ‘14: Wahrheit auf Raten . In: Die ZEIT, Jg. 1983, Nr. 24. Über die Leistung Sösemanns schreibt Janßen: „Als Sösemann endlich die Riezlerschen Blätter vor sich liegen hatte, gingen ihm die Augen über. Der Herausgeber hatte augenfällige Besonderheiten – Umdatierungen, Änderung der Seitenzahlen, Streichungen, Randbemerkungen, unterschiedliche Handschriften – in den Juli-Notizen ignoriert und dem Leser, also auch dem wissenschaftlichen Benutzer der Quelle, unterschlagen, ausgerechnet bei dem Teil des Dokuments, auf den Erdmann seine Attacke gegen Fritz Fischer gestützt hatte.“ Für die Echtheit des Papiers, auf dem Riezler geschrieben hatte, bemühte Erdmann ausgerechnet den Diplom-Chemiker Arnold Rentz, dessen Argumentationskette seine Position stützte. Es handelt sich dabei um jenen Gutachter, der auch die Echtheit des Papiers

der vermeintlichen Hitler-Tagebücher bestätigte.

- 31 Riezler, 1972, 30.7.1911, S. 180. Unterstreichung laut Erdmann im Original.
- 32 Riezler, 1972, 11.10.1914, S. 217.
- 33 Riezler, 1972, 22.11.1914, S. 228.
- 34 Riezler, 1972, 2.11.1914, S. 223.
- 35 Riezler, 1972, 25.10.1914, S. 220.
- 36 Riezler, 1972, 13.9.1914, S. 207.
- 37 Riezler, 1972, 25.10.1914, S. 220.
- 38 Riezler, 1972, 27.11.1914, S. 221.
- 39 Riezler, 1972, 9.10.1914, S. 215.
- 40 Riezler, 1972, 1.10.1914, S. 211.
- 41 Riezler, 1972, 8.11.1914, S. 224.
- 42 Riezler, 1972, 11.10.1914, S. 217.
- 43 Fischer, 1983, S. 62f.
- 44 Blome, Böning, 2005.